Zeitschrift: Die Glocken von Mariastein

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 80 (2003)

Heft: [2]

Artikel: Zeichen der Hoffnung : 150 Jahre Diakonissenhaus Riehen (1852-2002)

Autor: Ziegerer, Ludwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1030281

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeichen der Hoffnung

150 Jahre Diakonissenhaus Riehen (1852–2002)

P. Ludwig Ziegerer

Sie gehören zu Basel

Basel macht in kirchlicher Hinsicht wegen des dramatischen Rückgangs von Kirchenmitgliedern immer wieder von sich reden. Neben den vielen schönen, zum Teil alten Kirchen, die das Stadtbild prägen und darauf aufmerksam machen, dass Basel einst eine christliche Stadt war, erinnern Ordensschwestern, die man durchaus noch antrifft in Basel, daran, dass es immer noch christliches Leben gibt in der Metropole am Rheinknie. Flaniert man nämlich in der Fussgängerzone oder fährt man mit der Tramlinie 6 von oder nach Riehen, kann man sehr wohl auf eine Schwester im weissen Schleier stossen. Wer sich in Ordenstrachten nicht auskennt, denkt an eine katholische Schwester, doch für die Insider ist es klar: das dunkelblaue Kleid mit den weissen Tüpfelchen und die schwarze Schürze weisen auf ein Diakonissenhaus hin, deren drei es in Basel gibt. Aber eben, der Schleier stiftet Verwirrung: Diakonissen tragen doch eine gestärkte weisse Haube mit einer grossen Masche unterm Kinn. Das trifft seit einigen Jahren nicht mehr zu für die Schwestern des Diakonissenhauses Riehen. Neben vielen tief greifenden Umwandlungen und Annahmen der Herausforderungen durch die Zeit ist dieser leichte, weisse Schleier vielleicht ein kleines, äusseres Zeichen für die Reformwilligkeit dieser Schwestern, die zu einer Kirche gehören, die der Wille zur Reform im Namen trägt.

Wie einst König David: Tanz als Ausdruck der Verherrlichung Gottes.

Freundschaft mit den Diakonissen

Wir Benediktiner von Mariastein pflegen schon seit etlichen Jahren Kontakte zum Diakonissenhaus Riehen. Patres wurden schon vor Jahren zu Vorträgen über Themen wie Stundengebet, Psalmengesang und Benediktsregel eingeladen. Ebenso fanden Besuche von einzelnen Schwestern oder Gruppen von sog. «Probeschwestern» (heute «Novizinnen») bei uns statt. Die derzeitige Oberin weilte schon vor Jahren länger bei uns, um an einer Arbeit über die Benediktsregel zu schreiben. Im Jahr 1999 luden wir die Schwestern in der Gebetswoche für die Einheit der Christen zu einem gemeinsam gestalteten Vespergottesdienst in die Klosterkirche ein. Wir sangen je einen Psalm aus der eigenen liturgischen Tradition und einen gemeinsam in vierstimmigem Satz, Schwester Doris Kellerhals, Oberschwester des Diakonissenhauses und Theologin, hielt die Predigt. Dem Gottesdienst voran ging ein gemeinsames Mittagessen in unserem Konvent. Seit diesem ökumenischen Gebet ist die Verbundenheit immer stärker geworden. Im Jahr 2000 nahm eine Delegation am Ordenstag teil, den wir in Mariastein für alle Ordensleute aus der Region Basel durchführten. Zum Abschlussfest der Restauration des Basler Münsters sangen wir im August 2001 zusammen mit den Diakonissen ebenfalls eine Vesper im Münster, wo uns Sr. Silvia Pauli, eine gelernte Tänzerin, das Magnifikat durch einen wunderbaren Ausdruckstanz in einer ganz neuen Form erschloss. Zwischen hinein gab es stets wieder Besuche von Schwestern in Mariastein oder umgekehrt, Mitbrüder tauchten in Riehen auf. Als dann das 150-jährige Jubiläum des Diakonissenhauses im Jahr 2002 anstand, wandte sich Sr. Doris Kellerhals erneut mit der Bitte an uns für eine gemeinsame Vesper, die ja schon fast ein bisschen Tradition geworden sind. Sie sagte, damit würden wir ihnen das schönste Geburtstagsgeschenk machen. Wie könnte man da nein sagen?
So machten wir Benediktiner uns dann am Samstagnachmittag, 14. September 2002, fast geschlossen auf nach Riehen, wo wir im Festzelt im Garten des Diakonissenhauses mit den Schwestern die Vesper sangen. Anschliessend waren wir zum Abendessen mit den Schwestern eingeladen. Und da wurden sicher wieder viele Kontakte geknüpft, die dafür sorgen, dass die Verbindung nicht so schnell abbricht.

Starke Frauen im Dienst am Nächsten

Zum Jubiläum gaben die Schwestern ein bemerkenswertes Buch heraus*. Wir haben es bei uns bei Tisch vorgelesen. Als Prior habe ich die Tischlektüre auszulesen. Nur ganz selten finde ich ein Buch, das nicht Kommentare wie etwa «zu langweilig, zu schwierig, zu fromm, zu progressiv» auslöst. Die Festschrift der Diakonissen war nun wieder einmal ein Buch, das rundherum auf Anerkennung stiess. Ein

---

* *Sr. Doris Kellerhals, Lukrezia Seiler, Christine Stuber:* ***Zeichen der Hoffnung****. Schwesterngemeinschaft unterwegs. Friedrich Reinhardt, Basel 2002. Mit vielen Illustrationen. 247 S. Fr. 38.–. (Die Seitenangaben beziehen sich auf diese Festschrift.)*

wahrhaft leuchtendes Zeugnis evangelischen Ordenslebens! In äusserst lebendig und anschaulich beschriebenen Aufsätzen gewinnt man bei der Lektüre ein eindrückliches Bild von den Anfängen des Diakonissenhauses bis zu seiner heutigen Gestalt. Aber nicht nur diese Institution gewinnt Konturen, sondern ebenso lebendig wird uns die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und auch das 20. Jahrhundert vor Augen geführt. Am Beispiel des Diakonissenhauses erleben wir ein Stück reformierte Kirchengeschichte und Basler Lokalgeschichte. Das religiöse und soziale Basel bekommt ein Gesicht.

Im ersten Kapitel unter dem Titel «Frauenbild und Frauenbilder» beschreibt Lukrezia Seiler Lebensbilder von Diakonissen aus 150 Jahren. Da wird von der ersten Oberin Trinette Bindschedler (1825–1879) berichtet, die sich 1852 auf Anfrage des Gründers Christian Friedrich Spittler als Leiterin der «Diakonissenanstalt» (so hiess es damals) auf dem Vischer'schen Gut in Riehen zur Verfügung stellte, aber auch von der jungen Schwester Lydia Graf (1865–1887), die nur knapp vier Monate im Diakonissenhaus war und dann wie so manche Schwester in der Krankenpflege an Typhus starb. Dann folgen Berichte über Schwestern wie Susanne Berchten (1835–1914), die als Verdingkind aus ärmsten Verhältnissen zu ihrer grossen Lebensaufgabe gefunden hatte, oder Bertha Stettler (1900–2002), die beinahe achtzig Jahre lang Diakonisse war und somit fast die ganze Entwicklung im 20. Jahrhundert miterlebte und prägte, oder Marguerite van Vloten (1874–1972), unter welcher mit der Aufgabe des Riehener Gemeindespitals ein entscheidender Wendepunkt im Verständnis des diakonischen Auftrags eingeleitet wurde. Bei der Aufnahme in die «Diakonissenanstalt» musste jede Schwester einen Lebenslauf abgeben, der im Archiv aufbewahrt wird. Das sorgfältig geführte Archiv, die relativ junge Geschichte des Diakonissenhauses, die schreibfreudige erste Oberschwester und das Geschichtsbewusstsein der letzten zwei Jahrhunderte insgesamt ermöglichen einen sehr vielfältigen Einblick in die Anfänge und Entwicklungen der Diakonissengemeinschaft. Sehr interessant ist auch die Hinwendung zu «Seelsorge und Verkündigung» unter Elsy Weber (1919–1999), die als Gemeindepfarrerin in Zürich-Seebach 1972 nach Riehen berufen wurde, um die Leitung des Hauses zu übernehmen.

Dann kommen aber auch Schwestern von heute über «Neue Berufe – neue Wege» zu Wort, wie etwa Sr. Esther Herren, die Leiterin der «Weg-Gemeinschaft» (früher «Lebenschule», eine Art geistlicher Aus-Zeit für Frauen, die sich im Leben neu orientieren wollen), Sr. Elisabeth Merz, Noviziatsleiterin, sowie verschiedene Schwestern, die als Postulantinnen und Novizinnen am Anfang ihres Weges mit der Schwesterngmeinschaft stehen.

Die Lebensbeschreibungen dieser starken Frauen, mit vielen autobiographischen Einfügungen und Interviews versetzt, lesen sich spannend wie ein Roman. Die Autorin bemerkt am Schluss des Aufsatzes: «Wie viel hat sich verändert in dieser Zeit! Nicht nur der soziale Hintergrund und der Bildungsstand der Diakonissen hat sich gewandelt, sondern ganz allgemein das Verständnis der Frauen. Lebensweg und Lebenschancen der Frauen, die heute in das Diakonissenhaus eintreten, sind sehr verschieden von jenen, welche Diakonissen der Gründerjahre in diese Gemeinschaft führten. Eines aber ist gleich geblieben – sie waren und sind starke und mutige Frauen, offen für die Welt und gegründet in einem tiefen Glauben an Gott, der ihnen die Kraft gibt, diesen Weg zu gehen» (S. 82).

Beständigkeit im Wandel – der diakonische Auftrag

Wer «Diakonisse» hört, denkt an Krankenschwestern. In der Tat war die Krankenpflege die herausragende Tätigkeit der Diakonissen zur Gründungszeit im 19. Jahrhundert. Sr. Trinette Bindschedler begann im Jahr 1852 mit der Übernahme des Diakonissenhauses mit zwei Probeschwestern und einer Magd, kranke und arme Frauen zu pflegen. Bei Tag und Nacht waren sie unter einfachsten Ver-

hältnissen in einem Raum mit den Kranken zusammen. Ihnen stand der Hausarzt Dr. Burckhardt zur Seite. Alle, die zur Gemeinschaft stiessen, wurden in Krankenpflege unterwiesen. Motivation aber zu diesem Dienst war ein religiöser Hintergrund. Die vielen Diakonissenhäuser Mitteleuropas entstanden im geistigen Umfeld des Pietismus, einer Erweckungsbewegung innerhalb der evangelischen Kirche. 1861 schlossen sich viele Häuser in der so genannten «Kaiserswerther Generalkonferenz» zusammen. Neben den prägenden Gestalten aus dem Pietismus, die in den Diakonissenmutterhäusern eine evangelische Gestaltung des altkirchlichen Ordensgedankens sahen, inspirierte aber auch ein katholischer Orden, die *Barmherzigen Schwestern* des Vinzenz von Paul (1581–1660), die Diakonissenbewegung. So verstehen sich die Diakonissen seit den Anfängen als eine Lebens-Glaubens- und Dienstgemeinschaft. Die Ausbalancierung dieses Gedankens in seinen drei Aspekten gewann im Laufe der Jahrzehnte immer mehr an Bedeutung. Anfänglich war der Dienst an den Kranken vorrangig und auch die grosse Herausforderung der damaligen Zeit. Viele Schwestern opferten sich im Dienst im sog. «Spitäli» in Riehen sowie auf den immer zahlreicher werdenden Aussenposten in der ganzen Schweiz und auch im Ausland in der Krankenpflege, Armen- Gefangenen- und Kinderbetreuung buchstäblich auf. Schon sehr früh wird deutlich, dass «nicht jede Diakonisse notwendigerweise eine Krankenschwester war, sondern sie diente den Menschen in ganz verschiedener Weise, je nach Bedürfnis» (S. 206).

Wachstum und Neuorientierung

Das diakonische Arbeitsfeld hat sich im Lauf der Zeit sehr stark gewandelt. Im 19. Jahrhundert stand die Krankenpflege im Vordergrund. Bereits unter der ersten Oberin wurde 1871 das Spital erbaut (heutiges Mutterhaus), denn das Anliegen des Gründers Christian F. Spittler war ja die Abhilfe der grossen Not im Basler Gesundheitswesen. Die rasche Zunah-

Riehener Diakonissen wirkten unter anderem auch über 100 Jahre lang in Aarau als Gemeindehelferinnen und unterstützten Kranke und Familien (Aufnahme um 1940).

me der Mitglieder der «Diakonissen-Anstalt» erlaubte den Spitalbau sowie die Errichtung zahlreicher Aussenstationen (Basel, Bern, Burgdorf, Davos, Heiden, Langnau, Münsingen, Münsterlingen, Schaffhausen, Neapel usw.; dazu kamen in zahlreichen Dörfern Einzelposten in der Gemeindepflege). Zur Krankenpflege kam die Gefängnisseelsorge, ein Frauenwohnheim in Riehen («Klösterli», 1894), Kinderkrippen, Kindergärten, die psychiatrische Heilanstalt «Sonnenhalde» (1900), das Altenpflegheim «Moosrain» (1919), das Frauen-Altersheim «Wilhem-Sarasin-Iselin-Haus» (1928), das Kinderheim im Park (1929), das Kinderheim «Schlössli» in Biel-Benken (1956), die Hauswirtschaftsschule («Marthaschule», 1938). Im Laufe der ersten hundert Jahre ihres Bestehens prägten die Diakonissen und ihre Einrichtungen das Dorf Riehen.

Ähnlich wie bei den katholischen Orden kam auch in den 50er- und 60er- Jahren des letzten Jahrhunderts die Zeit des Kleinerwerdens und der Neuorientierung. Es ist für uns katholische Ordensleute besonders interessant, wie die Riehener Schwestern diesen Prozess zusammen mit ihrem langjährigen Vorsteher, Pfarrer Hans Pachlatko (1960–1988 im Amt) in vorbildlicher Weise meisterten. Ihre ursprüngliche Aufgabe, die Führung des Diakonissenspitals, gaben sie 1973 auf und verkauften das Spital der politischen Gemeinde, weil es die personelle Situation im Mutterhaus nicht mehr zuliess, ein Spital von dieser Grösse zu führen, und zudem andere diese Aufgabe übernehmen konnten. Das war ein weiser Entscheid zur richtigen Zeit.

Anstatt sich der Untergangsstimmung hinzugeben, packten die Schwestern mit unglaublichem Schwung und unerschütterlichem Gottvertrauen neue, den Verhältnissen angepasste Aufgaben an. Es entstanden die Evangelische Vorschule für Pflegeberufe (1966–1987), das Theologische Seminar (1966–1997), das Haus der Stille und Einkehr in Wildberg ZH (1973), die Kinderkrippe «Rägeboge» (1973) das Rekonvales-

Am 14. September 2002, anlässlich der Festwoche zum 150-jährigen Jubiläum des Diakonissenhauses Riehen, sangen die Schwestern zusammen mit den Mariasteiner Mönchen die Vesper im Festzelt.

Lebenschule (1981), das Asylbewerberzentrum Moosrain mit einer Schwesternzelle (1991). Immer mehr hat sich das Diakonissenhaus auch für Gäste geöffnet, die ein paar Tage der Stille und des Gebets oder ein geistliches Gespräch mit einer Schwester suchen.
Wenn man diese Entwicklung anschaut, sieht man, dass die Riehener Schwestern ihrem diakonischen Grundauftrag treu geblieben sind, ihn aber zu jeder Zeit wieder neu umsetzten. Sie konnten Liebgewordenes aufgeben, um sich neuen Herausforderungen zu stellen. «Der diakonische Auftrag, so wie ihn Jesus gelebt hat, ist derselbe geblieben, obwohl sich Kultur und Gesellschaft verändert haben. Diakonie sieht den Menschen als Gottes Ebenbild. Sie führt den Menschen zurück zur schöpfungsgemässen persönlichen Beziehung zu Gott» (S. 229). Diese Verwurzelung in Jesus Christus und die Offenheit für die Dynamik des Heiligen Geistes hat die Schwesterngemeinschaft von Riehen jung erhalten, obwohl auch ihre Gemeinschaft kleiner geworden ist und viele Schwestern hochbetagt im «Feierabendhaus», dem Schwestern-Altersheim neben dem Mutterhaus, leben.

Aus der Quelle leben – das Leben in Gemeinschaft

Ebenso einem Wandlungsprozess unterworfen war in den 150 Jahren das kommunitäre, geistliche und gottesdienstliche Leben. Bis heute wissen sich die Schwestern dem Geist des Pietismus der Gründerjahre verpflichtet, aber auch diese religiöse Ausrichtung hat sich im Lauf der Zeit den veränderten Umständen in Kirche und Gesellschaft angepasst, freilich ohne sich dabei aufzugeben. In dieser Hinsicht waren dem Diakonissenhaus immer umsichtige Oberinnen und Geistliche beschieden, die diesen Prozess sorgsam und in grosser Verantwortung begleiteten. Es wurde stets auf eine fundierte Glaubensunterweisung der Schwestern geachtet. Wie es dem evangelischen Selbstverständnis entsprach, hatten persönliche Bibellese und gemeinsame Bibelstunden einen hohen Stellenwert.

Ähnlich wie in den katholischen Ordenshäusern kam bei der spirituellen Formung dem «Anstaltsgeistlichen» (Spiritual) eine herausragende Rolle zu. Gesellschaft und Kirche waren im 19. Jahrhundert unhinterfragt patriarchalisch geordnet. So ist der Umstand, dass die erste Oberschwester Trinette Bindschedler das Haus in den ersten zwei Jahrzehnten ohne männliche Beihilfe allein leitete, ein recht untypischer Anfang einer Schwesterninstitution. Auch Andachten, fromme Übungen, Zucht und Disziplin standen ganz im Geiste des 19. Jahrhunderts und im Grunde genommen den Frömmigkeitsformen im katholischen Ordensleben gar nicht so unähnlich (hier kommt die sakramentale und marianische Dimension freilich hinzu).
Die dreimal ungestaltete Hauskapelle zeigt die Entwicklung im gottesdienstlichen Leben schön auf. Dem typisch pietistischen «Betsaal» von 1871 mit Bibelinschriften in gotischen Lettern folgte 1961 eine nicht weniger typische, nüchterne, ausgeräumte «reformierte Kirche», die 2000 dann in einen lichtdurchfluteten, farbenfrohen, symbolträchtigen Raum umgestaltet wurde, wo jeder Besucher sofort merkt: hier wird Liturgie gefeiert. Das gemeinsame gottesdienstliche Leben der Schwestern hat sich von der Hausandacht in eine Liturgie mit vielen Anleihen aus dem Tagzeitengebet gewandelt. Und dennoch: die Diakonissen haben nicht einfach etwas «Katholisches» kopiert, sie haben ihre ganz eigene Form des Stundengebets gefunden, bei dem man den pietistischen Urgrund nach wie vor spürt.
Das kommunitäre Leben fand zunächst in einer «Hausordnung» (1853) einen Ausdruck. So verlangte es das Komitee (Stiftungsrat), ein Laiengremium, das bis heute für das Haus in wirtschaftlicher Hinsicht und bei der Bestellung der Oberin die Verantwortung übernimmt. Sr. Trinette aber spürte sehr schnell, dass es für das innere Leben und den geistlichen Fortschritt mehr brauchte, und so hielt sie wöchentliche Bibelstunden ab mit den Schwestern und verfasste dafür 51 Auslegungen zum Kolosser- und Hebräerbrief. Es war

ihr lange ein Anliegen, die Leitungsaufgabe unabhängig von einem Hausgeistlichen wahrzunehmen. Erst knapp vier Jahre vor ihrem Tod bestellte das Komitee Pfarrer Theodor Fliedner (1844–1934, Sohn des Gründers der Diakonissenbewegung) zum festangestellten und leitenden Hausgeistlichen gemäss den Grundordnungen der Kaiserswerther Generalkonferenz. Damit nahm ein Amt seinen Anfang, das in modifizierter Form bis heute besteht: aus dem einstigen Anstaltsgeistlichen ist ein theologischer Mitarbeiter geworden.

Die «Entdeckung» der Benediktsregel

Entscheidenden Einfluss auf das Leben im Diakonissenhaus hatten die ökumenische und liturgische Bewegung der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts. Wie in der katholischen Kirche suchte man nach neuen Formen des gemeinschaftlichen Lebens und Betens . Immer stärker suchte die Schwesternschaft zusammen mit den jeweiligen Geistlichen den Ausgleich der kirchlichen Grundvollzüge von leiturgia, koinoia, martyria und diakonia (Gottesdienst, Gemeinschaft, Zeugnis und Dienst). In Predigten, Vorträgen und Grundsatzpapieren der jeweiligen Oberinnen und Hauspfarrern wird ständig an dem Gedanken weitergearbeitet, wie wir heute christliche Gemeinde sein können, die sich am Vorbild der Jerusalemer Urgemeinde misst. Als im 20. Jahrhundert die konfessionellen Gräben immer mehr zugeschüttet wurden und ökumenische Kontakte gepflegt wurden, fand eine verstärkte Orientierung am katholischen Ordensleben statt. In den letzten zwei Jahrzehnten fand im Hinblick auf die Zukunft einer kleiner werdenden Gemeinschaft ein eigentliches Ringen um die Identität der Schwesterngemeinschaft statt. Sr. Doris Kellerhals arbeitete mit der Schwesternschaft am benediktinischen Verständnis von Gemeinschaft. Diese Arbeit zeigte Früchte. Bis dahin gaben sich die Diakonissen aus Angst vor einem allzu zeitbedingten (und damit schnell überholten) Kodex keine Regel, bis sie in der Regel Benedikts auf dem Evangelium basierende, und somit zeitlose, Grundsätze für das gemeinsame Leben entdeckten.

Die Art und Weise der Rezeption der Benediktsregel im Diakonissenhaus könnte für uns Benediktiner sehr lehrreich sein. Zeitbedingte Traditionen engen uns oftmals ein und erschweren uns den Zugang zu den Quellen unseres monastischen Lebens. Wenn die Diakonissen die Benediktsregel entdeckt haben, ist das für uns nicht der mindere Gewinn wie für sie, können wir doch nur profitieren von den Erfahrungen der Schwestern. Am Schluss meines Vortrags über die Regel im Diakonissenhaus forderte ich die Schwestern auf, uns alles, was sie an Kostbarkeiten in der Regel für sich gefunden haben, zu melden, weil wir vielleicht doch dies und jenes übersehen. Der Dialog geht also weiter.

Was bei uns während der Lektüre des Buches eine lebhafte Diskussion auslöste, ist die Berufung der Oberschwester. So wird nicht in einem bestimmten Wahlprozedere eine Schwester aus der Gemeinschaft durch stimmberechtigte Schwestern gewählt. Es ist vielmehr ein offener Berufungsprozess, begleitet vom Gebet, und wenn man fündig geworden ist, wird der Entscheid vom Komitee abgesegnet. So kam es, dass mehrere Oberschwestern als Aussenstehende in dieses Amt berufen wurden und erst daraufhin Diakonissen wurden, und in Sr. Doris Kellerhals erkannten die Schwestern im Diakonissenhaus schon in den ersten Jahren nach ihrem Eintritt (1981) ihre zukünftige Oberin. So wurde sie 1985 quasi als «Neuprofesse» (katholisch gesprochen) die designierte Nachfolgerin von Elsi Weber, die schon zwei Jahre zuvor ihren Rücktritt erklärt hatte. Diese offenbar nicht allzu starren Regeln des Auswahlverfahrens lassen dem Wirken des heiligen Geistes genügend Raum, denn nur sieben Oberinnen hatte das Diakonissenhaus während der 150 Jahre seines bisherigen Bestehens. Lange und segensreiche Wirkungszeiten waren allen beschieden.

Möge Gottes Segen die Diakonissen auch in die weitere Zukunft begleiten. Unsere Zeit und Welt braucht solche geistlichen Zentren mehr denn je.